



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bergmann, G.: Die Dame mit dem Orden

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und Zügen des reizenden jungen Weibes, das man gerne für die so früh dahingegangne Künstlerin zu halten geneigt ist.

Waldmüllers Porträts sind köstliche Dokumente zur Zeitgeschichte, ob sie nun würdige, von ihrer Bedeutung überzeugte Herren oder blühende Frauen und Mädchen von spezifisch wienerischer Anmut darstellen. Das Bildnis des Fürsten Rasumoffski mit dem wunderbar durchgeistigten Kopf wird gewöhnlich als die Krone aller Porträts des Meisters bezeichnet; vielleicht geht man aber nicht fehl, wenn man ihm zwei Matronenbildnisse an die Seite stellt: das einer Frau Schaumburg und das einer Edlen Mannagetta von Verchenau. Hier die alte Aristokratin, deren Selbstbewußtsein durch einen leisen Anflug von Gutmütigkeit und Humor gemildert wird, dort die behäbige Bürgersfrau, der man es anmerkt, wie sehr sie unter dem Eindruck des Gemaltwerdens steht.

Es war Waldmüllers Schicksal, daß er die künstlerischen Wahrheiten, die er in heißem Kampfe errungen hatte, auch der Menschheit nutzbar machen wollte und sie in einer für Altwiener Verhältnisse revolutionären Weise in Wort und Schrift verfocht. Die Folge davon war, daß ihn die von ihm angegriffnen Akademiker beim Senat denunzierten und seine Pensionierung mit halbem Gehalt durchsetzten. Erst als dem Künstler vom Auslande die verdienten Anerkennungen und Ehrungen zuteil geworden waren, gelang es seinem Gönner, dem Staatsminister von Schmerling, ihm eine Audienz beim Kaiser zu verschaffen, der den so lange Verkannten rehabilitierte, ihm den Franz-Joseph-Orden verlieh und ihm die volle Pension anwies. Ein Jahr später, am 23. August 1865, schloß Waldmüller die Augen — auch darin ein echter Künstler, daß ihm das Schicksal den ruhigen Genuß eines späten Glücks nicht gönnte!

J. R. K.



Die Dame mit dem Orden

Aus dem Englischen von G. Bergmann

San Francisco, den 30. Juni 1901

Mein lieber Kamerad!



Ich eine Heldin am Abend vor der Schlacht! Ich schreibe dies in einem kleinen, dumpfen Hotelzimmer, und ich wage nicht, für eine Minute mit Pfeifen aufzuhören. Man könnte meine Courage mit einer Briefmarke bedecken. Morgen früh segle ich nach dem Königreich der Blumen, und wenn die Rosen etwa schon darauf warten, um auf meinem Pfade zu spritzen, so ist das mehr, als sie in den letzten paar Jahren hier getan haben.

Als der Zug aus dem heimatischen Bahnhof dampfte, und ich die vielen lieben traurigen Gesichter verschwinden sah, da empfand ich wohl für einige Augenblicke die Bitterkeit des Todes. Alles ließ ich zurück, was mir teuer auf Erden war; vorwärts ging's in die dunkle, unbekante Zukunft — allein.

Natürlich ist es zu meinem Besten; das Unangenehme ist immer zum Besten. Du bist verantwortlich dafür, meine geliebte Cousine, und du magst die Folgen tragen. Du glaubst, meine Rettung sei, Kentucky zu verlassen und mein Glück in der Fremde zu suchen. Dein zärtliches Feingefühl schrak davor zurück, mich der Welt preisgegeben zu sehen als eine junge Witwe, die nicht trauert. So schifftest du mich ein nach irgendeinem Ort östlich von Suez und bandest mich an einen vierjährigen Kontrakt.

Aber, Kameradin, Hand aufs Herz! ich glaube nicht, daß du mich in deinem Innersten darum tadeln kannst, daß ich nicht traure. Ich hielt aus bis zum Ende und trogte den Vernachlässigungen, den Demütigungen, den angstvollen Tagen und Nächten und verlor in der Anstrengung, meine Pflicht zu tun, fast die Achtung vor mir selbst. Als aber der Tod alledem plötzlich ein Ende machte — Gott allein weiß, was das für eine Erlösung war!

Und wie wunderbar hat sich alles gefügt! Erst der Kindergartenkurfus, den ich besuchte, dir zu Gefallen, und um meine Gedanken von Dingen abzulenken, die nie hätten sein sollen. Dann meine unerwartete Befreiung von den Fesseln, die entsetzliche Weise, wie alles stattfand, meine unangenehme Stellung und Abhängigkeit — dann, mitten in alles hinein dieses unerwartete Anerbieten, nach Japan zu gehen und in einer Missionschule zu unterrichten!

Ist es nicht lächerlich, Gefährtin? Gab es je etwas so Absurdes als mein Los bei den Missionaren? Ich, die ich nie ein einziges Kentuckyrennen verpaßt habe, seit ich alt genug war, einen Schimmel von einem Fuchs zu unterscheiden! Es scheint, daß mich die alte Parzendamme nicht zu einem einseitigen Theaterstern ausbilden will. Denn achtzehn Jahre lang habe ich reine Komödie gespielt, dann Tragödie sieben lange Jahre, und nun soll ich eine Charakterrolle geben.

Niemand soll je wissen, was es mich gekostet hat, zu gehen. Alle waren so sehr dagegen, aber es scheint mir, daß ich mein ganzes Leben lang den Wünschen meiner Familie entgegengehandelt habe. Und doch würde ich mein Leben hingeben für jedes Glied unsrer Familie. Wie haben sie mir doch beigehtanden und mich geliebt durch alle meine blinden Dummheiten hindurch! Sicherlich waren meine Fehler ebenso groß wie die anderer Leute.

Und nun noch die Geschichte mit Jack. Du weißt, wie es immer mit ihm gewesen ist, schon als ich ein kleines Mädchen war bis zum Tage, wo ich mich verheiratete. Von da an hat er mich nicht mehr angesehen, aber er stand mir bei und half, stumm und fest. Wenn es nicht um deinet- und um seinetwillen gewesen wäre, so hätte ich schon längst ein Ende mit mir gemacht. Aber nun ich frei wurde, fing Jack gerade da wieder an, wo er vor sieben Jahren aufgehört hatte. Es ist mehr als nutzlos; ich bin für immer und ewig fertig mit Liebe und jeglichem Gefühl. Natürlich wissen wir alle, daß Jack das Salz der Erde ist, und es bringt mich beinahe um, ihm Schmerzen zu bereiten, aber er wird sich darüber hinwegsetzen — das tun sie alle —, und es wird besser für ihn sein, ohne mein Dabeisein zu genesen. Ich habe ihm das Versprechen abgenommen, mir nie eine Zeile zu schreiben. Da guckte er mich bloß an in seiner ruhigen, kritischen Art und sagte: Gut, aber bitte vergiß nicht, daß ich warte, bis du bereit bist, das Leben mit mir noch einmal von vorn anzufangen.

Ich bitte dich, es würde ja der Todesstoß all seiner Hoffnungen sein, wenn er mich heiratete. Mein Wittwenscherslein besteht in einem verkrachten Leben, einigen Schulden und dem menschlichen Bewußtsein, daß ein prächtiger, junger Arzt wie er nicht das Recht hat, alle seine Chancen wegzuwurfen, um ein kleines Hospital für unheilbare Kinder zu gründen. Ich knirsche mit den Zähnen, wenn ich daran

denke, daß er seinen langgehegten Traum, in Deutschland zu studieren, aufgeben will, um Land für das Krankenhaus kaufen zu können.

Ach, ich weiß, daß du es für groß und edel hältst, und daß es schrecklich von mir ist, so anders zu fühlen. Mag wohl sein! Jedenfalls wirst du zugeben, daß ich, indem ich euch verlasse, endlich einmal das Rechte getan habe. Es ist, als ob ich ein Fleck in der Landschaft gewesen sei, der nun mit deiner Hilfe entfernt ist. Inzwischen flehe ich zum Himmel, mein Herz möchte verkümmern.

Die einzige Kraft, die mich nun noch in Schwung erhält, das ist dein Glaube an mich. Du hast immer behauptet, daß ich doch etwas wert sei, trotzdem ich hartnäckig das Gegenteil bewiesen habe. Graut dir nicht vor dem Wagnis? Denke an die Verantwortlichkeit, die du übernimmst, etwa als Bürge für mich vor einer Missionsversammlung stehen zu müssen. Ich will so stramm zugekorkt dastehn, als ich nur irgend kann, aber gesetzt den Fall, der Pfropfen knallte doch los!

Arme Gefährtin, es war nicht freundlich von Gott, mich dir als Cousine zu geben.

Schwamm drüber! Es ist geschehen, und wenn du dies erhältst, bin ich schon weit auf meiner seekranken Reise. Ich vertraue mir nicht, dir Grüße an die Familie aufzutragen. Kaum wage ich, dir selbst einen Gruß zu senden. Ich bin ein Soldat und salutiere meinem vorgeetzten Offizier!

An Bord, den 8. August 1901

Es ist so windig, daß ich kaum mein Papier niederhalten kann, doch ich will einen Versuch machen. In der ersten Nacht an Bord war ich für mich allein. Wir waren achtzehn Kabinenpassagiere an Bord. Sehr stürmisch war es, aber ich blieb oben, solange ich konnte. Die Geister der Niedergeschlagenheit schwärmten so dicht um mich herum, daß ich sie nicht in dem engen Quartier meines Staters zimmers bekämpfen mochte. Aber endlich mußte ich doch hinunter, und es folgte eine Schreckensnacht. Ein entsetzlicher Sturm raste, das Schiff schaukelte, stöhnte, das Wasser brauste gegen die Luken; mein Koffer spielte Hase mit meinen Schuhen, und meine Kiste rannte um das Zimmer herum wie eine Ratte, die ihr Loch sucht. Ich hörte, wie oben die Befehle des Kapitäns die Antwortrufe der Matrosen über-töntem, wie Männer und Frauen in panischem Schrecken durch die Gänge eilten.

So lag ich die Nacht hindurch in der obern Koje und rief mir die unglücklichen Nächte der sieben letzten Jahre ins Gedächtnis zurück. Enttäuschung, Herzeleid, grausames Erwachen, Abscheu: so kam eins nach dem andern in schweigender Folge. Jede zärtliche Erinnerung, jedes frühe Gefühl, das noch in meinem Herzen verweilt haben mag, wurde unbarmherzig hingemordert durch die stärkere Erinnerung an die Leiden. Der Sturm draußen war nichts gegen den Sturm in meinem Herzen. Das Schicksal des Schiffes war mir gleichgültig, mochte es segeln oder stranden: einerlei für mich.

Als der Morgen kam, war etwas mit mir geschehen. Ich weiß nicht, was es war; meine Vergangenheit schien in gewisser Weise jemand anderm anzugehören. Ich hatte endlich die alte Last abgeworfen und war ein neuer Mensch in einer neuen Welt.

Ich setzte meine hübscheste Mütze auf, zog den langen Mantel an und begab mich auf Deck. O, meine Beste, wenn du bloß den Anblick gesehen hättest, der sich mir darbot! Eine Schar lahmer, elender Menschen! Erbsengrün sahen sie aus mit gelb dazwischen und einer schwarzen Linie unter den Augen, bleich um die Lippen und schwach in den Knien. Es gab nur noch ein weibliches Wesen außer mir, das nicht seekrank war, und das war eine Missionarin mit kurzen Haaren und

einer Niesennase. Sie ging auf Deck umher, verteilte Traktate und fragte die Leute, ob sie Christen seien.

Als ich herauskam, probierte sie es gerade mit einem großen, niedergeschlagen aussehenden Fremden, der in einer Ecke kauerte: Bruder, bist du ein Christ?

Nein nein, murmelte jener ungeduldig. Ich bin Norweger. Was dem Mann aber fehlte, war ein Schnaps; jedoch war es nicht an mir, dies vorzuschlagen.

Ich schäme mich fast, zu gestehn, daß ich täglich drei tüchtige Mahlzeiten mache, und zwischendrein knurrt mir dennoch der Magen gerade wie Mark Twains kleinem gelben Hunde. Nicht weit von mir bei Tisch sitzen vier ältere Herren und ein junger Deutscher. Sie sind groß im Geschichtenerzählen, und ich selbst habe schon alle meine, alle deine und einige, die ich improvisierte, zum besten gegeben. Einer der alten Herren ist Missionar; und als er herausfand, daß ich weitläufige Konnexionen mit der „Herde“ habe, nannte er mich sofort „Liebe Schwester“. Wäre ich zu Hause, so würde ich ihn „Lieber Pa“ nennen, aber hier trage ich mein bestes Betragen zur Schau.

Die Speisen sind ziemlich gut, nur manchmal so scharf gewürzt und gepfeffert, daß es mir den Atem benimmt. Mein kleiner chinesischer Kellner ist ein wenig zu sehr um mein Wohl besorgt. Alles Protestieren bringt ihn nicht dazu, mir meinen Teller zu lassen, bis ich aufgeessen habe. Nach ein paar Bissen entreißt er ihn mir und bringt den nächsten Gang. Er nötigt zu Speisen aller Art und besteht darauf, daß ich alle Spalten und Lächer mit Nüssen und Rosinen ausfülle. Und nachdem ich geessen und gestopft habe, sieht er mich an und sagt bedauernd: Mißy krank, nicht ist!

Noch eine andre Person ist ebenso sehr um mich besorgt. Der kleine Deutsche beobachtet jeden meiner Bissen mit großen, feierlichen Augen und besteht darauf, mir vorzulegen. Er sieht verdutzt aus, wenn jemand eine lustige Geschichte erzählt, und verlangt manchmal nach einer Erklärung. Er ist zweimal um die Welt gefahren und geht nun auf drei Jahre nach China zur Gesellschaft für wissenschaftliche Forschung. Ich glaube, er hält mich für die größte Kuriosität, die er bis jetzt auf seinen Reisen getroffen hat.

Das größte, aufregendste Erlebnis unsrer Fahrt war ein Tag in Honolulu. Ich hätte vor Freuden jauchzen mögen, als wir Land erblickten. Die Bäume und das Gras erschienen mir nie so wunderschön wie an jenem Morgen in strahlendem Sonnenschein. Das Land nahm ein paar Stunden in Anspruch wegen der vielen Formalitäten und Umstände, die gemacht wurden. Außerdem gab es noch eine Extraverzögerung, deren unschuldige Ursache ich selbst war. Der Quarantänearzt inspizierte das Schiff. Ich sah ihm zu, wie er die Auswanderer untersuchte, und fühlte inniges Mitleid mit den armen, kleinen, elenden Kindern, die da unten herumwimmelten. Nachher fand ich eine stille Ecke auf dem Schutzdeck, in die ich mich verkroch, und von wo aus ich die eingebornen Knaben beim Schwimmen beobachtete. Ihre bronzebraunen Körper glänzten im Sonnenschein unterm Wasser. Sie spielten darin herum wie ein Haufen Delphine. Ich muß wohl eine Stunde lang dort gewesen sein; denn als ich herunterkam, herrschte große Aufregung an Bord. Ein Passagier wurde vermißt, und alle mußten warten, während man das Schiff durchsuchte. Schon wollte ich mich mit aufregen, als plötzlich der Zahlmeister heraufkam, ein ernster, eleganter Mann, und auf mich losstürzte: Sind Sie untersucht worden? fragte er strenge, mich vom Kopf bis zum Fuß messend. Nicht mehr, als Sie es eben tun, antwortete ich bescheiden. Kommen Sie mit! sagte er.

Ich bat ihn, mir doch zu sagen, ob er mich über Bord werfen wolle, aber er war zu sehr erfüllt von seiner Wichtigkeit, um auch nur zu lächeln. Er übergab

mich dem Arzt mit den Worten: Hier ist die Frau, die die Verzögerung veranlaßte. Frau! Ich danke! Aber ich sollte noch mehr zerknirscht werden; denn der Doktor sah über seine Brillengläser weg und sagte: Nanu! Wie konnte man bloß so was übersehen!

Aber nun Honolulu! Es wundert mich gar nicht, daß die Leute darüber in Ekstase geraten. Es ist, als ob die Künstler aller Welt ihre Farben auf diesen einen Fleck verschwendet hätten, und als ob die Natur sie dann zusammengestellt hätte nach ihrem eigensten süßen Willen. Ich überlegte mir lange, ob ich nicht etwa gestorben und in den Himmel gekommen sei. Wundervolle Palmen und tropische Ranken und Reben, niederhängend in sanft träumender Stille, die mir wie Wein zu Kopfe stieg.

Mit zwei alten Damen und einem Dakotamädchen machte ich mich auf den Weg zur Stadt, aber der „liebe Pa“ und „Klein-Deutschland“ kamen auch mit. O Gefährtin, wie ich mich nach dir sehnte! Am liebsten hätte ich alle diese wunderlichen alten Kreaturen in einen Knäuel zusammengebunden und ins Meer geworfen! Das Mädchen aus Süddakota ist ein wenig besser, aber, denk nur, auch sie trägt eine Jerseyjacke!

Es gibt wirklich auch elegante Leute an Bord, aber ich wage es nicht, mich an sie heranzumachen. Sie spielen immerzu Karten, und wenn ich in ihrer Nähe verweilen würde, so wäre ich sicher verloren. Hab keine Angst, ich will meine Rolle schon spielen, aber eins schwöre ich hiermit: danach anziehen werde ich mich nicht!

Immer noch an Bord, den 18. August

Diesen Brief schreibe ich in meiner Koje hinter zugezogenen Vorhängen. Nein, ich bin nicht ein bißchen seefrank, nur sehr populär. Eine der alten Damen lehrt mich stricken, die kurzhaarige Missionarin liest mir vor, das Dakotamädchen hält meine Füße warm zugedeckt, und der „liebe Pa“ und „Klein-Deutschland“ bedienen mich beim Essen.

Der Kapitän hat ein großes Wasserbehältnis für die Damen aufstellen lassen, und so kann ich jeden Morgen ein kaltes Bad nehmen. Das erinnert mich an die alten Zeiten im Landhaus droben am Kap. Was hatten wir doch für eine fürstliche Zeit jenen Sommer, und was waren wir jung und albern! Es waren die letzten guten Tage für lange Zeit — aber lieber nichts davon.

Gestern abend hatte ich ein Abenteuer oder wenigstens so was ähnliches. Ich saß oben auf Deck, als der „liebe Pa“ vorbeikam und mich aufforderte, mit ihm auf und ab zu gehn. Nach einigen Rundgängen setzten wir uns auf die Stufen am Loffenhaus. Der Mond war so groß wie ein Wagenrad, das Meer glänzte wie flüssiges Silber, und der fliegende Fisch spielte im Schatten Versteckens. Ich hatte den „lieben Pa“ ganz vergessen und ließ meine Gedanken wandern, wohin sie wollten, als er sich auf einmal nach mir umwandte und sagte: Ich hoffe, es ist Ihnen nicht lästig, mit mir zu reden. Ich bin sehr, sehr einsam. Da glaubte ich gefährliche Symptome zu erkennen, und als er gar anfing, mir von seinen lieben Heimgegangnen zu erzählen, wußte ich, daß es Zeit sei, mich davonzumachen.

Sie haben es ja auch durchgemacht, sagte er, Sie können mir nachfühlen. Ich faltete meine Hände im Dunkeln. Wir suchen beide eine Lebensarbeit im fremden Lande . . . fing er von neuem an, aber eben da kam der Zahlmeister vorbei. Weinahe stolperte er über uns in der Dunkelheit, und als er mich und meinen ältlichen Freund erkannte, lächelte er tatsächlich! Daß du es nicht etwa wagst, Sack diese Geschichte zu erzählen; ich würde endlos damit geneckt werden.

Kannst du es ausdenken, daß ich drei ganze Wochen von zu Hause weg bin? Ich kanns, jede Sekunde davon! Manchmal, wenn ich stillstehe, um darüber nachzudenken, was ich vorhabe, zerspringt mir fast das Herz. Aber wer weiß, ich bin das Herzweh nun schon so gewohnt, daß ich mich ohne es vielleicht einsam fühlen würde.

Wenn ich nur dem entspreche, was man von mir erwartet, wenn ich nur die Stücke meines verkrachten Lebens auflesen und zusammenflecken kann zu einem anständigen Ganzen, sodaß du dich nicht mit mir zu schämen brauchst, so will ich ganz zufrieden sein.

Das erste Fremdwort, was ich gelernt habe, ist Alohawe! das heißt „meine innigsten Grüße!“ Ich sende es dir voll zärtlichster Bedeutung. Gott segne und erhalte euch alle und führe mich zurück zu euch als ein weiseres und besseres Geschöpf.

Rohe, den 18. August 1901

Tatsächlich in Japan! Ich kann es kaum glauben, obgleich alles um mich her fremdartig ist. Heute morgen kam ein Boot an den Dampfer heran und brachte Miß Lessing und Miß Dixon, die beiden Missionarinnen, in deren Schule ich unterrichten soll. Ich muß gestehn, als ich sie sah, rutschte mir das Herz in die Stiefel. Ihres hat gewiß dasselbe getan; denn wir standen da und sahen einander dermaßen perplex an, als ob wir von verschiedenen Planeten kämen. Der Unterschied begann bei unsrer Stiefeln und erstreckte sich bis hinauf zum Hute. Sogar die Sprache, die wir gebrauchen, schien verschieden, und als ich mir die Aussicht, mit solchen absoluten Fremdlingen zu leben, klar machte, fühlte ich die größte Lust, über Bord zu springen.

Auf einmal erschienen mir meine Mitreisenden sehr liebenswert, und ich hing an allem, was der alte, gute Dampfer trug, als an dem letzten Band, das mich an Amerika knüpfte.

Als wir die Laufplanke hinuntergingen, wurden mir Bruder Mason und Bruder Coleman vorgestellt, und wir landeten alle zusammen. Ich fühlte mich der ganzen Welt gegenüber wie ein Verbrecher, der zu vier Jahren Verbannung verurteilt ist. Sobald wir das Hotel erreichten, flüchtete ich auf mein Zimmer und warf mich auf mein Bett. Ich heulte zwei Stunden fünfunddreißig Minuten, dann stand ich auf, wusch mein Gesicht und guckte zum Fenster hinaus.

Draußen war alles so fremdartig und malerisch, daß ich interessiert war, ehe ich michs versah. Nach einer Weile kam Miß Lessing herein. Jetzt, wo sie ohne Hut war, sah ich, daß sie ein sehr liebes Gesicht hatte, hübsches dunkles Haar und ein lustiges Zwinkern im Augenwinkel, was mich sofort an dich erinnerte. Sie erzählte mir, wie sie als junges Mädchen nach Japan gekommen und die Schule gegründet hätte, und was sie alles gern dafür tun möchte. Dann fuhr sie fort: Ihr Kommen ist die direkte Erhörung meiner Gebete. Es war bis jetzt mein liebster Traum, einen Kindergarten für die Kleinen zu haben; es ist fast zu schön, um wahr zu sein, daß sich mein Traum nun erfüllt. Dabei sah sie mich mit ihren hübschen, glänzenden Augen so dankbar und begeistert an, daß ich mich meiner voreiligen Gefühle schämte.

Später kam auch Miß Dixon herauf, und sie saßen beide da und guckten mir zu, wie ich meinen Koffer auspackte. Schon nach zwei Minuten hatte ich heraus, daß sie gerade wie alle andern Frauen Putz und hübsche Sachen gern hatten, und daß sie auf Neuigkeiten aus der Welt begierig waren. Sie examinierten all die zierliche Wäsche, die meine Schwester für mich genäht hatte, bestaunten die Schuhchen mit hohen Absätzen und lachten über meine weiten Ärmel.

Wann wollen Sie bloß all diese entzückenden Sachen anziehen? fragte Miß Dixon. Und wieder sank mir das Herz; denn sogar mein einfacher Kleidervorrat, fürs Schulleben berechnet, schien merkwürdig verschwenderisch und hier nicht am Platze.

Aber das muß ich dir noch einmal versichern, Kameradin, daß ich — und wenn ich tausend Jahre hier bliebe — nie auf Jerseyjacken und achtjährige Hüte herunterkommen will! Ich habe vor, auf eine gute Modenzeitung zu abonnieren, damit ich wenigstens in Rufweite der Mode bleibe.

Es ist noch zu heiß, zur Schule hinunter zu fahren. Darum gehn wir noch eine Woche in die Berge, ehe wir für das Herbstvierteljahr aufbrechen.

Der „liebe Pa“ und „Klein-Deutschland“ waren zweimal hier innerhalb drei Stunden, aber ich sah sie kommen und entschlüpfte. Briefe von daheim werden nicht vor der nächsten Woche ankommen, und ich kann die Zeit kaum abwarten. Ich bilde mir immer wieder ein, daß ich auf Besuch bin und bald zurückkehre. Ich lege Sachen beiseite, um sie dir zu zeigen, und fange schon an, Geschenke für die Heimkehr zu kaufen. Hab noch ein gut Teil zu lernen, nicht wahr?

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 14. März 1909

(Der Kampf um die Nachlaß- und Erbschaftssteuer. Die Arbeiten des Reichstags. Osterreich-Ungarn und Serbien.)

Wie zu erwarten war, ist in der vergangenen Woche für das Schicksal der Reichsfinanzreform noch nichts entscheidendes geschehen. Und wahrscheinlich wird man sich auch noch verhältnismäßig lange gedulden müssen, ehe die Entscheidung fällt. Das Kompromiß hat zunächst die Folge gehabt, daß in weiten Kreisen die Einsicht gestärkt worden ist, daß die Frage einer für die Zwecke der Reichsfinanzreform geeigneten Besitzbesteuerung ohne die Rückkehr zu einer Heranziehung der Hinterlassenschaften in irgendeiner Form nicht zu lösen sein wird. Diese grundsätzliche Überzeugung muß sich durch das Scheitern anderer Vorschläge erst noch weiter befestigen; eher kommen wir bei der demagogischen Verhegung, der gerade sonst staatsstreu und nüchterne Bevölkerungskreise in dieser Frage unterlegen sind, nicht weiter. Und erst wenn das Prinzip als notwendig erkannt worden ist, wird es möglich sein, eine Form zu finden, die auch denen genügt, die in dem bezeichneten Ausweg aus den Schwierigkeiten zwar eine Notwendigkeit, aber allerdings ein notwendiges Übel erkennen. Es ist also ganz richtig, was unlängst ein liberales Blatt schrieb, daß der Kampf um die Nachlaßsteuer jetzt überhaupt erst anfängt.

Nach den Triumphgefängen, die in der agrarischen Presse schon über den endgiltigen Fall der Nachlaßsteuer angestimmt wurden, muß das zähe Festhalten der Regierungen und eines großen Teils der Presse an dem scheinbar in den Drfus geworfenen Projekt die Agrarier in großen Zorn versetzen. Der Kampf wird deshalb augenblicklich wieder mit besondrer Erbitterung geführt. Das unerfreuliche dabei ist, wie schon mehrfach an dieser Stelle betont worden ist, die Erscheinung, daß die demagogischen Methoden immer mehr auch in Kreise getragen werden, deren Stolz es sonst war, mit reinlichern Waffen zu kämpfen. Auf jede Weise wird in den agrarischen Kreisen die Abneigung gegen das Prinzip der